

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1938

35 (28.8.1938)

Der Führer

AM SONNTAG

Sonntag, 28. August 1938

Folge 35 / Jahrgang 1938

Die letzte Garbe

Von Hans Friedrich Blunck

Der bekannte Dichter Hans Friedrich Blunck (Wittstedt der Akademie) feiert am 3. September seinen 50. Geburtstag.

Da war einmal ein junger Bauer Hans in unserem Dorf, der lieb, so sehr ihn die anderen neckten, jedes Jahr die letzte Garbe stehen, damit die guten Gezeiten ihre Tiere äßen lassen oder auch, damit die Kleinen Brot backen konnten nach Herzenslust.

Viele Jahre hielt er es so. Aber ihm selbst half es wenig; er blieb arm wie zuvor, kein Mädchen wollte in seine braune Kute einziehen. Ja, die Tochter des Fischers am See, die ihm wohl gewogen war und alles mit ihm hätte teilen mögen, durfte ihn nicht einmal ansehen, geschweige denn mit ihm tanzen. Der Fischer war neben dem armen Hans ja ein großer Herr, und seine sieben schönen Töchter, die die jungen Bauern sich holten, wollte er nur auf sieben großen Höfen wissen.

Eines Tages nun, als der erste Herbstwind über die Felder fuhr und eine hübsche Kornmuhme sich die letzte Garbe des Mannes als Kammer gewählt hatte, kam über das Feld ein sonderbar humpelnder Mann gegangen. Frod war sein Name; er sah von weitem aus wie einer der Knechte des Verlockers, hatte die Mütze tief in die Stirn gezogen, den Kragen hochgeschlagen und hinkte unter seinem schweren Rucksack, wie Hüllhorn und Dullhorn und Kattenhorn und ihre Art es wohl einmal tun. Dieser Frod war aber ein rechtlicher Gesell; er hatte unter dem guten Herrn Fro über Sommer gedient und war weit gewandert, weil es ihn verdröh, alles so sommerlich leicht zu haben. Jetzt wollte er in der Nähe der Garbe warten und hoffte, daß vielleicht des Wohljägers Pferd vorüberkäme, so daß er neues Handgeld nehmen könnte.

Als Frod nun die Aehren besah, merkte er, daß da schon ein kleiner Gast einwohnte, und weil er ein Zauberpieler und ein Schelm war, blies er Kornmutter und Garbe in eines zusammen und bewirkte so, daß der kleine Geist leibhaftig wurde und leibhaftig bleiben mußte.

Frod hat sich aber, als er sein Kunststück fertig hatte, selbst in die hübsche Braut aus den Aehren vergafft. Er hat darüber alle guten Vorsätze, den neuen Dienst beim Wohljäger und sogar die Zeit unter Herrn Fro vergeffen und hat nur noch daran gedacht, wie er für immer mit dieser schönen Kornfrau zusammenleben könnte.

Das war nun keine leichte Sache. Die beiden mußten nämlich, wollten sie das rechte Glück finden, vorerst einmal unter die Menschen gehen; sie und ihresgleichen leben in einer anderen Sphäre, die nur wie ein Gleichnis der unserigen ist. Ja, wenn es ihm auf echte beständige Liebe ankam, mußte Frod sich ein verliebtes Paar unter den Erdischen suchen, dem er nachleben konnte. Aber alle guten Leute im Dorf hatten, auch wenn sie es nicht wußten, längst ein verliebtes Paar von den „Anderen“ um sich zu Gatt; der Fremde sah es traurig und forschte vergeblich von Hof zu Hof.

Als er nun so gar nichts Rechtes gefunden hatte, kam er am Ende zu dem armen Bauer zurück, auf dessen Feld er der Kornmutter begegnet war, und hielt um Arbeit an. Er blieb auch zum Abend zu Gast, obgleich der Mann sagte, er habe nicht so viel Geld, um Knechte zu zingen.

Ob er denn alles mit seiner Frau zusammen bestellte? Ach, seufzte der Bauer, eine Frau habe er noch nicht. Während er mit Frod sein Abendbrot teilte, sprachen sie weiter von diesem und dem, daß der Fischer am See zwar sieben Töchter habe, daß er aber auch die siebente, obgleich der Bursche sie gern genommen hätte, nur an große Herren geben wollte.

Frod witterte, daß er hier eine gute Gelegenheit hatte, er läme wohl sonst nimmermehr und nirgendwo zu Unterschlupf und Hochzeit. Er ging also zu seinem Bräutlein, erzählte ihm von allem, und die beiden machten sich einen Plan. Mit sinkender Sonne suchte der Mann wie von ungefähr das Fischerhaus, hielt sich eine Weile in der Nähe und sah dem Mädchen zu, von dem der Bauer gesprochen hatte. Und weil es ihm gefiel, ließ er es einschummern, stahl die schlafende und trug sie dem Bauern ins Haus. Als der spät abends von der Arbeit kam und seine Viehste auf der Ofenbank fand, war er so glücklich erschrocken, er wagte nicht, sie zu wecken, und blieb, die Mütze in der Hand, voller Andacht vor ihr liegen.



Aufnahme: A. Tölle (Rondophot.)

Frod und Braut, die ihm heimlich zusahen und vielleicht gehofft hatten, schon die Hochzeit ansagen zu hören, raunten über die Frömmigkeit des armen Jungen vor der Fischertochter. Sie sahen ihm eine Weile zu und überlegten, was sie wohl tun müßten, um die lange Andacht abzukürzen. Frod wollte das Mädchen wecken, die Kornfrau aber hielt ihn zurück, sie meinte, die Dirn könnte vor Scham entspringen.

Weil sie aber auch ungeduldig war und ein Ende machen wollte, faßte sie einen anderen Plan. Sie mußerte die Schlummernde, nahm ihre Tracht und Gestalt an, ging zum See hinab und zeigte sich, als sei sie die Tochter, dem geizigen Fischer. Der schalt ja schon, als sie kam und fragte, wo sie so lange gesteckt habe.

„Bei Bauer Hans“, sagte die Dirn. Da blieb der Vater offenen Mundes stehen, er hatte ihr doch bei allen Strafen verboten, dem armen Schlander zu begegnen.

Sie solle zu Bett gehen, er wolle darüber nachdenken, was er mit ihr beginnen werde, drohte der Vater.

Da könne er lange nachdenken, antwortete die sonderbare Tochter, und wenn er sie wieder einmal vermisse, solle er sie nur auf dem Steinfeld oben auf dem Berg suchen, gerade da, wo ihres Viehsteins Kute stünde.

Nun, der Fischer wollte gerade mit Reusenstangen zum See gehen und Kalneke auslegen; als er solche Antwort erhielt, ließ er, zwei Prängel in beiden Händen, auf die Tochter zu. Aber die lachte nur, huschte leichtfüßig vor ihm her und war doppelt so rasch als der Vater. Wenn immer er nach

ihre Schlägen zu können meinte, ließ er ins Meer und geriet darüber in solchen Zorn, daß er alles Fischen vergaß, nur der Flüchtigen folgte und immer wild vor sich hin suchte. Die Leute wunderten sich sehr über ihn, er war ja der einzige, der die Kornmuhme sah.

Je näher er dabei dem Ader des armen Bauern kam, um so verheerter ward ihm zumute. Vögel saßen in allen Bäumen; sie warteten neugierig, was aus Herrn Frods Knecht und der schönen Kornmutter würde, sie wollten sich vielleicht selbst danach richten. Der Dachs und sein Weib liefen dem Zornigen schier über die Füße, so verliebt waren sie ineinander, und die Hirsche bliesen ihren Ruf von den Feldern, daß ihr Atem dampfte. Viel tausend kleine Wesen jagten hin und her, und überall lachte es und lachte über den tobenden Mann.

Der Fischer kam sich zuletzt selbst dumm und töricht vor. Denn als er zur ersten Höhe gelangte, über die man zu des armen Bauern Steinlamp aufstieg, war alles Feld reich bestellt; ihm schien, er dürfe gar nicht viel einwenden gegen solchen Tochtermann. Und als die Kornfrau ihn oben auf den Hügel gelockt hatte, wo vordem doch nur eine arme Hütte und viele Fellen gelegen hatten, sah er einen großen Hof und fruchtbare Felder weit hin. Das kam aber davon, daß die schöne Muhme ihm eingab, in zukünftige Zeit zu blicken; sie wollte ja nicht, daß er seiner Tochter Böses antäte, fände er sie beim Bauern Hans auf der Ofenbank.

Als der Fischer dann halb zornig ans Haus klopfte, sah er sich in einer großen Halle und wurde zu Tisch geladen. Und weil viele vornehme Gäste warteten, wagte er nicht mehr zu schelten, war vielmehr einverstanden, als er den Bauern Hans und seine Tochter beieinander traf — beinahe war er stolz auf den Hof, er schien ihm der beste von allen, in die seine sieben Töchter eingehiratet hatten.

Was soll ich noch erzählen? Andern Tags, als der Mann wieder nächtern war, konnte er nicht Aufgebot, nicht Hochzeit ablagen, er hatte schon zuviel versprochen. Ihn dünkte es auch nicht mehr so arg mit dem Schwiegersohn. Und er hat recht behalten; denn Frod und die Kornfrau, die nach des Bauern Hochzeit unterm Hügel einzogen, haben dafür gesorgt, daß alles so wurde, wie es der Fischer bei seiner Verfolgung gesehen hatte. Auch sie fanden ja erst das Glück, je frohlicher die Leute auf Hof und Hügel aufwachsen.

Die Garben läßt der Bauer immer noch im Herbst auf dem Feld. Wenn er auch nicht genau weiß, wie sich alles zugetragen hat, meint er doch, es sei gut, daran festzuhalten. Glück häßt's ihm gebracht!

Mütterlich' Brot

Von Bauerdichter Wilhelm Trunk

Durch die Aehrenfelder leise,
wandert eine Mutter fort.
Eine wunderbare Weise
wandert mit von Ort zu Ort.

Korn und Klee an allen Rainen
lauschen tief und innerlich.
Wilde Rosen in den Hainen
blühen auf und beugen sich.

Manchmal hebt sie ihre Hände
ohne Makel, ohne Dorn,
und gesegnet ohne Ende,
ist das Brot in jedem Korn.

Wo die letzten Felder wiegen,
hält sie ihren leisen Schritt.
Da ist Gott herabgestiegen,
und er segnet lächelnd mit.

Undinen Riesen und Zwerge

Oberrheinische Sagen werden Weltliteratur

In der romantischen Oper feiern diese Sagenescheffe des Mittelalters eine seltsame Auferstehung, allen Nachwirkungen des Nationalismus und der „Aufklärung“ zum Trotz. Sie spielen im „Freischütz“, in Wagner's „Wahn“, „Hans Heiling“, „Vorhangs“ und „E. A. Hoffmanns „Undine“, in Werken Richard Wagners von den „Reen“ bis zur „Kundry“ und dem „Klingor“ des „Parsifal“ die wichtigsten Rollen. Nach all dem allmählich erlangten mythologischen und allegorischen Opernraum willkürlich ausgebeuteter Götter- und Heldenfiguren, zu denen gar noch aufgenutzte biblische Stoffe kamen, bedeute diese Märchen zu beheimaten, noch mit germanischer Natur-Religion zusammenhängenden Sagen den Durchbruch zur deutschen Oper und den endlichen Sieg über jahrhundertelange Fremdenherrschaft.

Doch woher nahen sie, die „schwankenden Gestalten, die früh sich einst dem trüben Bild gezeigt“, dem natur-nahen Bild unseres Volkes in seinem Mittelalter? Jahrhundertlang hatten sie ein schemenhaftes Dasein führen müssen, gelehrt von den Rationalisten, verspottet von den Enzyklopädisten, zu Fragen verzerrt von Dichtern und Romantikern, die sie nur noch als Mißgeborenen, aus Dreck und Feuer“, als Karikaturen für das gottlose Publikum vor ihren Telpischarten spannten. In welchen Erdhöhlen hatten sie überlebt?

Es ist hier erstmals die bedeutsame Rolle nachgewiesen, die der gesamte Oberrhein als uralt Heimat dieser Fabelwesen spielte, wie sie auch nach ihrem jahrhundertelangen Winterschlaf von Adam und Clemens Brentano in „Des Knaben Wunderhorn“, von Josef von Görres in den Neudrucken der alten Volksbücher um in Heidelberg seit 1805 wiedererstand. Nicht ohne tiefe

Ma. Und wisse dabei, daß er kein ander Weib soll nehmen. Denn wo das geschieht, so wird er sein Leben drum müssen geben, und nimmermehr an die Welt kommen, denn die Ehe ist nicht geschieden, sondern noch ganz. . . Und da ist kein Wiederkommen; es sei denn, daß der Mann ein ander Weib nehme und sie tumm und ihm den Tod zufüge, wie denn oft geschehen ist.“

Wie eng diese Deutungen sich an das unerschöpfliche heimische Sagengut des Oberrhens anlehnt, das er weit höher stellt dem mühsigen Phantastenspiel, erhellt aus dem Weiteren, das ebenfalls nach Will-Erich Peucker („Leben, Künste und Meinungen des viel beschränkten Theophrastus Paracelsus von Hohenheim“) angeführt wird: „Also ist ein wahrhaftig Historien von der Kämpfen und (dem Ritter von) Stauffenberg, der sich mit ihrer Schönheit in den Weg gesetzt hatte, und ihren Herrn, den sie nahm, erwartete. Nun war aber dieselbige Nympf ein Wasserfrauen, verprach sich demselben — von Stauffenberg, blieb auch bei ihm, so lange, bis er ein ander Weib nahm, und sie für eine Teufelin hielt. Da er sie dafür hielt und achtete, und nahm ein ander Weib, daraus folgt nun, daß er ihr die Geburt brach. Darum sie ihm auf der Hochzeit das Wahrsagen gab durch die Bühne auf seinen Tisch mit ihrem Schenkel, und er also am dritten Tag tot war. — So sie ein Weib genommen wäre, woher hätte sie Fleisch und Blut genommen? So sie ein Teufel gewesen wäre, wo wären dann die teufelichen Zeichen geblieben, die allem mitlaufen? Es ist ein Mensch gefein und eine Nympfa, zu Ehren eine Frau und nicht



Paracelsus

ren Grund konnte die Christianisierung des Alemannen- gebietes erst unverhältnismäßig spät erzwungen werden: hier lebte eben länger noch als in den Reichen der Franken, Thüringer und Bayern die heimischen germanischen Naturgötter, Götter, Helden, Krieger, und Nixen, und nur mit großer Mühe konnten die christlichen Missionare Wolan zum rastlosen einwandernden Wanderer, denn gar zum Führer des „Wilden Peeres“, frei zu Venus und Teufelin, Kernen, Wölfen, Priesterinnen und Scherinnen zu werden.

Wie kurz aber die allgermanischen Versperrungen der Naturkräfte bis über die Schwelle zur Neuzeit hin- hin so gar zur arabischen weltanschaulichen Gesamtschau ausgeht wurden, beweisen Geister, wie der vom Ober- rhein stammende Alchimist Basilus Valentinus und ein Jahrhundert nach ihm noch viel klarer der berühmte Theophrastus Paracelsus von Hohenheim.

In Einsiedeln an der Sihl, also im Alemannischen geboren, kannte er seit ungezählten Kreuz- und Querzügen durchs ganze alemannische Stammland in seiner ganzen Ausdehnung die urwüchsige, noch am Vorjahren hängende Sonnendolch und Feinblenden der Vorjahren hängende Weltanschauung seines Landes. Alle Quellen berichten, er habe sich durch den Genuss des Heilmurmes, einer weißen Schlange im Alpdrücker, die Fähigkeit angeeignet, die Sprache der Vögel, Blumen und Kräuter zu verstehen. Er erinnert sich da nicht sofort Siegfrieds, der ebenfalls durch den Wurm die Sprache der Vögel verstand?

Wie weiß Paracelsus zu berichten von den vier Geschlechtern der Wasser-, Berg-, Feuer- und Windleute, von den Nixen, den Melusinen und dem Venusberg, von Nymphen, Sylphen, Bogmiden und Salamandern, von den Gnommen in den Bergen und den Sylvanen in den Wäldern.

Wir lernen durch ihn die Grundlagen unserer am Oberrhein so überaus verdichteten Undinen- und Nixen- sagen: „Die Wasserleute kommen aus ihren Wassern heraus zu uns, lassen sich kennen, handeln und wandeln mit uns, sehen wieder hinweg in ihr Wasser, kommen wieder, Menschen sind's, ohne Seel, wie die Tier“. Nun folgt aber aus dem, daß sie verheiratet werden, also daß eine Wasserjungfrau einen Mann aus Adams Geschlecht nimmt, und hält mit ihm Haus und gebiert. Von den Kindern weiß, daß solches Gebären dem Mann nachschlößt. Darum, daß der Vater ein Mensch ist aus Adam, drum so wird dem Kind ein Seel eingegossen, und wird gleich einem rechten Menschen, der eine Seel hat und das Gewitz. Nun aber weiter, so ist das auch in gutem Wissen zu ermessen, daß auch solche Frauen eine Seel empfangen in dem, so vermählt werden, also daß sie wie andere Frauen vor Gott sind, und durch Gott erblickt werden.“ Sie leben an der Gestad der Bächen, da sie ihre Wohnung haben — so sie dann gesehen werden, auch genommen gefangen und vermählt.“ Hier sind schon die ganz- zigen Begebenheiten in den Opern „Undine“ von E. A. Hoffmann und „Albert Vorhangs“ vorgebildet! Humal der Schluß: „So sie aber vom Manne erzwungen werden aus dem Wasser, so fallen sie in das Wasser, und niemand findet sie mehr. Nun läßt sich der Mann fein, als wäre er ertrunken, denn er steht sie nimmer. Dabei aber weiß, daß er sie nicht soll für tot oder gestorben halten, wiewohl sie in das Wasser gefallen ist, sondern für leben-

zu Unehren, darum sie die Pflicht zu Tzen hat wollen gehalten haben. Da es aber mit geschieden ist, so straft sie den Ehebruch selbst, denn kein Richter urteilt auf ihr Vergehren, dieweil sie nicht von Adam war. Auf solches ward ihr von Gott die Strafe, so einem Ehebruch gebühret, zugelassen, und selbst da Richter zu sein, dieweil und die Welt sie verwarf als einen Geist und Teufelin.“

Sein Abschnitt „Von Venusberg“ bietet alle nur wünschenswerten Grundlagen zur Venusberg-Oper in Richard Wagners „Tannhäuser“, wie zu seinem „Ring des Nibelungen“ der folgende Abschnitt „Von Undinen, Nixen und Zwergen“, wo auch Har zwischen den Nixen allgermanischer und christlicher Sage unterschieden wird. Weiter erzählt er von der Melusine, die ja ebenfalls in der romantischen Dichtung, auch als „schöne Frau“, wie in der Oper eine bedeutende Rolle spielte; rheinabwärts auch als Lorelei, die zahllosen Schiffen gefährlich wurde, bekannt. — Nicht minder ist bei Paracelsus alles zu den Hauptopern von Ludwig Spohr bis zu Hermann Heuter schon vorgebildet, vom Absenden, der gleichzeitig zu jedem Menschen in derselben Stunde und Minute geboren werde, um „das Kind nach seinem Willen zu formieren und zu leiten, in fleischlicher Art“ bis zu den Hexen u. a.

Goethes ganze „Walpurgisnacht“ im „Faust“ scheint aus den Werken des Paracelsus geschöpft zu sein, besonders aus „De sagis“ (von den Hexen), während der „Domenculus im Wuche „De natura rerum“ beschrieben ist, das Paracelsus für Johann Winckelmeier von Freiburg im Üchtland verfaßte (im Jahre 1537).

Wie größer als auf die Gelehrten war der Einfluß des Paracelsus auf breite Schichten des arbeitenden Volkes, mit dem er auf seinen endlosen Wanderungen lebte und nehmend frühling befehl. Keiner hat je das Volk in seiner Art so erfasst, wie dieser geniale Arzt, der in alle europäischen Länder kam und auch auf ihre Dichter einen tiefen Eindruck machte. So scheint des englischen Dramatikers Marlowe's „Faust“ weitgehend durch die originale Weltanschauung und Sagenwelt des Paracelsus beeinflusst zu sein, noch mehr aber das ganze Werk Shakespeares. So nimmt die ganz eigenartige Erschel- unng der Hexen und drei Hexen, wie auch die Weissagung im „Macbeth“ den Geist des Paracelsus, ebenso vieles in „Hamlet“, dessen Grimmsel sogar beispielhaft in seinem Werke „De notis alienis“ in süßen Strichen vorangezeichnet ist. Hier ist ihm schon die ganze Tragö- die zwischen dem Vater Hamlets, seinem Toedind und Vergifter Claudius und seiner Witwe enthalten.



Holzchnitt aus der ältesten Ausgabe des Volksbuchs „Die schöne Melusine“, gedruckt vor 1480. Ansmann-Archiv (2)

Hat die Gestalt im „Macbeth“ Ägde der Verchil, wie Paracelsus sie einmal erblickt und beibringt, so erkennen wir im Arie des „Sturm“ das Charakteristische jener Zeitgeister, wie sie Paracelsus beschrieb, im Caliban einen etwas vom Dramatiker karikierten, ins Groteske überlebten Fels- und Bergmann, im zauberkräftigen, prophetischen Prospero aber so manches von Paracelsus selber, mit anderem Vorbild vermischt. Friedrich Basler.

Der Fremde und das Mädchen

Erzählung von Hermann Stahl

Der Tag war kalt. Schon am frühen Nachmittag fällt die Nebel das Tal. Das Mädchen stand vor dem Badhaus. Seine Wangen waren rot und voll. Ueber der Bluse trug es ein graues Schulterruch. Es hatte die Hände vor der Brust unter die Schürze gelegt. Es lachte, als es ihn ansah.

Kurze Zeit standen sie noch neben der Mauer, ohne zu sprechen. Der Mann kniff die Augen auf, er sah das Mädchen an. Das Mädchen bewegte sich einen halben Schritt zur Seite hin. Der Mann nahm die Hände aus den Taschen. Sein Gesicht glättete sich. Er sah vor sich hin.

„Nö geh“, sagte das Mädchen. „Warum?“ Eine Gasse trat in die Stirn des Mädchens. Es sah zu der ganzen Steinmauer des Badhauses hin, das im Winkel von Bach und abquerender Seitengasse stand.

„Du hast noch nicht geantwortet“, sagte der Mann. Das Mädchen schwieg. „Und ich hab auf dich gewartet!“ rief er, mit einem Lachen, das abtrach. Danach erklangen Schritte aus der nebelverhüllten Gasse. Das Mädchen lachte. Es lief zum Badhaus.

Der Mann hörte das Aufklappen der Tür. Die Gasse wuchs mit den Schritten aus dem Nebel. Wo das Dorf zu Ende war, stieg die Landstraße bergan. Ihre Grasränder trugen Reis. Die Bäume verloren sich im Nebel. Krähen schrien aus der unruhigen Landstraße. Der Mann hörte. Kein Geräusch drang aus dem Dorf heraus.

Der Nebel blieb zurück. Die Straße führte zu einer Höhe. Dort standen Tannen. Die Stille laute. Durch den dichten Nebel bahnte der Mann sich einen Weg. Das Dunkel lichte sich. Ein Geheg junger Tannen breitete sich vor der reglosen Mauer eines anderen Tannenwaldes. Ein Fahrzeug führte in diesen Wald. An dem Weg stand ein Hochfisch. Der Mann erkletterte ihn und setzte sich auf die Knüppelbank. Er sah vor sich hin.

Einer von den jungen Männern des Dorfes, er trug eine Art, kam des Weges. Er sah den Mann auf dem Hochfisch. Er blieb stehen und lachte. „De!“ rief er. Der andere schwieg. „Häßliche Begegnung!“ rief der auf dem Weg Stehende.

„Warum nicht?“ antwortete der Angesprochene. Der Mann auf dem Weg legte spottend den Kopf schräg. Dann ging er weiter. „Willest du auch heut abend auf dem Fest?“ rief er und lachte laut. Das Echo dieses Lachens vererbte zwischen den Stämmen.

Es dunkelte. Der Mann froz. Er machte sich auf den Heimweg. Er traf den alten Daniel, der aus dem Dorf kam. „Zeit für das Fest“, sagte der Alte. „Zeit, Fremder, Fremder?“ verwunderte sich der Mann. „Ja“, rief der Alte über die Schulter ihm nach, „gegenwärtig!“

Die brennenden Gaslampen waren mit Nebel- ringen umgeben. Der Mann ging nach Hause. Er sah am Tisch der Bauern. Ja, beantwortete der ihre Frage, auch er würde das Fest besuchen.

Das Fest war im Nachbardorf. Als er hinkam, waren Saal und Gaststube des Wirtshauses schon überfüllt. Im Saal wurde getanzt. Auf einem Tisch neben der Schenke stand das Grammophon, die ältliche Tochter des Wirtes bediente es. Sie trug ein Kleid mit kurzen Ärmeln und musterte den Fremden mit hochgerechtem Gesicht. Während eine Platte abspielte, trug sie die geleerten Gläser zur Schenke.

Die Tanzenden waren oft junge Leute keines Alters. Sie tanzten ernst und geschäftig, ihre Mädchen lächelten mit roten Lippen. Er kannte einige der jungen Männer. Sie nickten ihm zu. Er ging zu ihnen hin. „Ja“, sagte er, „ich bin auch dabei!“ Sie sprachen über dies und das.

Da sah er Hanna. Sie tanzte. Sie lachte ihrem Tänzer zu und sprach mit ihm. Er antwortete. Sie lachte und blickte ihn an. Sie mußte den Kopf zu ihm heben, er war viel größer als sie, er hatte eine Hand auf ihre Schulter gelegt, so tanzten sie. Es war ein Walzer. Nun verstumte die Musik, der Tänzer führte Hanna zu ihrem Platz zurück. Die Burschen am Tisch des Fremden lachten, sie erzählten sich lustige Dinge.

Der Fremde trank sein Glas leer und ging in die Wirtsstube. Dort saßen die Asten. Er setzte sich zu ihnen und trank mit ihnen.

Aus dem Saal klang ohne Unterlaß die Musik. Er sagte: „Ich gehe noch einmal in den Saal.“ Ein Tanz war zu Ende. Hanna ging am Arm eines Burschen, den der Fremde nicht kannte, an ihren Tisch zurück. Der Fremde folgte ihr, als er sah, daß die Wirtstochter eine neue Platte auflegte. Die Musik begann wieder zu spielen.

„Hanna“, sagte er, „dieses Tanz“. Er nickte ihr lächelnd zu. Neben ihm erklang ein Lachen, und der Mann, der am Nachmittag mit der Art im Wald gewesen war, ergriff des Mädchens Arm und führte es zum Tanz. Er sah den Fremden nicht an.

Er ging in die Wirtsstube zurück. Die Asten waren gut aufgeleitet. Sie riefen ihn an ihren Tisch. Gläser von ihnen kannte er, den Metzger, den Förster, den Schmied. Die überheizte Luft machte durstig.

Heimweh

Von Josef von Eichendorf

Wer in die Fremde will wandern,
Der muß mit der Liebsten gehn,
Es jubeln und lassen die andern
Den Fremden alleine stehn.

Was wisset ihr dunkle Wipfel,
Von der alten, schönen Zeit?
Ach, die Heimat hinter den Gipfel,
Wie liegt sie von hier so weit.

Am liebsten betracht' ich die Sterne,
Die schienen, wie ich ging zu ihr,
Die Nachtigall hör' ich so gerne,
Sie sang vor der Liebsten Tür.

Der Morgen, das ist meine Freude!
Da steig' ich in stiller Stund'
Auf den höchsten Berg in die Weite,
Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!

Später ging er wieder in den Saal. Tabakrauch wolkte in dunkeln Ringeln um die Lampen, die zu schwanken schienen. Das Grammophon war jetzt aufgeklappt, es spielte mit altem Klang. Die Tanzenden waren fröhlich und ausgelassen. Er blickte einen Weg durch den Saal und fand Platz an einer Tischdecke. Manchem sah er Hanna tanzen. Sie tanzte immer mit dem einen Mann.

Der Fremde sprang auf und verließ den Tisch, dabei warf er ein Glas um. Als er in die Wirtsstube zurückkam, beachtete er, seinen Mantel zu holen und nach Hause zu gehen. Aber er setzte sich, als die Asten ihn riefen, wieder an ihren Tisch.

Es war spät. Der Tanzsaal leerte sich. Die Paare gingen. Mande kamen noch in die Wirtsstube, die Burschen tanzten den Mädchen an der Schenke Schokolade. Dann kam Hanna herein. Er sah sie an, er trank sein Glas leer. In diesem Augenblick betrat Hannas Tänzer die Stube und brachte Hanna den Mantel. Sie gingen. Die Musik war verstummt.

Der Schmied erzählte eine merkwürdige Begebenheit. Er war schwerhörig, deshalb schrie er. Der Fremde lächelte vor sich hin. Es wurde bekannt, daß der Metzger Geburtstag hatte. Sie tranken noch eine Flasche. Sie waren frohgemut und fanden, daß die Gelegenheit sobald nicht wiederkäme.

Endlich brachen sie auf. Sie wohnten in verschiedenen Dörfern. Als der Fremde auf die Gasse trat, fiel dünner Regen.

Der Fremde ging langsam die Landstraße entlang. Nicht mehr weit vor seinem Dorf hörte er sich nähernde Schritte. Ein Mann kam ihm entgegen. Der Mann blieb vor ihm stehen und bat um ein Streichholz. Als der Fremde ihm Feuer gab, sah er, daß er Hannas Tänzer vor sich hatte.

„Danke“, sagte der Mann. Der Fremde steckte die Streichholzschnitzel ein. Er knippte langsam den Mantel zu.

„Ob“, sagte der andere, „jetzt erkenne ich dich. Du bist es!“ Er lachte vor sich hin. Er überragte den Fremden um Kopfeshöhe an Wuchs. Etwas vorgeneigt hand er und betrachtete den Fremden, wie man ein Kind betrachtet. „Du bist wohl rum?“ rief er, als der Fremde nicht antwortete. Wieder lachte er. „Weiß schon“, sagte er beiläufig.

„Warum?“, fragte mit einer Stimme, die ruhig klingen sollte, der Fremde.

„Warum —“, ahmte der andere ihm nach, „fragst du immer, warum?“ Der Fremde schwieg. Er hatte die Hände ineinander. Dem andern wurde das Dastehen zu lange. „Geh!“, besaß er.

„So geh doch du!“ schrie der Fremde erbittert. „Geh doch!“

Der andere gab ihm einen Stoß vor die Brust. Der Fremde wollte ein wenig, dabei traf er leicht mit der Hand auf des andern Arm. Der andere griff mit einem Lachen zu. Er presste mit beiden Händen die Schultern des Fremden zusammen und schüttelte ihn. Der Fremde riß sich los. Er schlug, da der andere wieder nach ihm griff, blitzschnell mit der Faust nach seinem Kopf, er traf das Kinn. Der andere wollte und sank zu Boden. Er löbte.

Einen Augenblick sah der Fremde entsetzt zu ihm hinab. Er warf sich neben den Liegenden und schüttelte ihn. „Wach doch auf!“ schrie er. „Du!“ Er versuchte, dem Betäubten den Halsbund zu öffnen. Der Mann regte sich, mühsam richtete er sich auf. Er schaute und schüttelte wie abwehrnd den Kopf. Er sagte etwas vor sich hin. „Weiß es besser?“ fragte der Fremde. Der andere sah zurückgelehnt, mit aufgeschlagenen Armen. Der Fremde half ihm, als er sich erheben wollte. Sie saßen sich an.

„Verflucht“, sagte der Beschlagene.

„Ja. Du hast recht!“

„Und wie kommst du dazu?“ sagte der andere schwerfällig.

Der Fremde zögerte zu antworten. „Eigentlich weiß ich das selbst nicht“, sagte er ruhig.

„Die Knochen künnt' ich dir zerbrechen“, sagte der andere schweratmend — „aber ich will es lassen. Lassen wir es unter uns.“

„Ja“, antwortete der Fremde rasch. Der andere wollte sich auf. „Der Hanna nach Hause bringt, soviel er will, das bin ich“, sagte er mit Nachdruck. „Hörst du?“, fragte er. „Und was geht das dich an?“ Seine Stimme klang fonderbar, fast mitleidig.

„Du hast recht“, sagte der Fremde. „Das gibt du zu.“

„Wahrhaftig“, erwiderte der Fremde. „Es war die Sache nicht wert.“

„Nicht für dich“, sagte der andere.

Er ging. Der Fremde sah ihm nach. Er wendete sich zu seinem Dorf. Es hatte aufgehört zu regnen, die Nacht war fast schwarz.

Gegen Mittag kam der Briefträger in das Haus, in dem der Fremde wohnte. „Ich habe einen Brief für den Fremden aus der Stadt.“

„Er ist ja abgereicht!“ rief die Bäuerin. „Mit dem ersten Zug, in aller Früh ist er gefahren. Er ist ganz frisch angekommen und hat den Koffer gepackt. Er wollte doch bis zum Frühstück bleiben!“

„Ach, ist er abgereicht!“ sagte der Briefträger. „Ja er wieder fort. Ich hab' ihn oft beim Malen getroffen. Er konnte schön malen.“

„Ja“, sagte die Bäuerin, „nun ist er fort. Du mußt ihm dann alles nachschicken.“

Auslandsdeutsche

Jugend

erzählt

Zukunftsfroh stehen sie ein für das Deutschtum in Südwest!

Auch in diesem Jahr werden 400 auslandsdeutsche Jungen und Mädchen in einem Zeltlager im Rosensteinpark an der Reichstagung der Auslandsdeutschen teilnehmen. Am 1. September findet in ihrem Rahmen der „Tag der deutschen Jugend“ statt, an dem in einer Großkundgebung Reichsjugendführer Baldur von Schirach zu der Jugend sprechen wird. In diesem Zusammenhang bringen wir einen Bericht aus einem Lager der „Landmannschaft Südwest“, der Jugend Südwest-Afrikas.

Zwischen den Häusern der Sportschule am Waldbrand herrscht ein ununterbrochenes, fröhliches Ginz und Ger. Mit jedem, aus allen

BTM, erleben zu dürfen. „Es ist von so unendlich viel Wert für uns. Auch unsere Lager und der Zusammenhalt, der hier zwi-



Genau wie in Deutschland tummeln sich die Kinder der deutschen Farmer in Brasilien auf dem Schulhof, nur breiten sich tropische Palmen über ihnen aus

wurde die zweite Heimat im schönsten Sinne des Wortes.

Und um für diese zweite Heimat als deutsche Frauen zu leben — wie einst ihre Mütter — sind sie jetzt in der andern Heimat, der alten. In wenigen Jahren wollen und müssen sie hier Schaffenskraft, Können und Erfahrung sammeln. Mit offenen Augen müssen sie alles erfassen und aufnehmen — um einst dem Deutschtum Südwests dienen zu können.

Als Sekretärinnen arbeiten sie in Industriebetrieben, Lehrerinnen, Kindergärtnerinnen, Krankenschwestern werden sie. Und es ist nicht selten, daß sie mehrere Ausbildungen „mitnehmen“. Die technische Assistentin macht außerdem eine Schweißerausbildung durch, um dem deutschen Arzt draußen eine vielseitige Hilfskraft zu sein. Eine andere hat das Abitur, die Handelshochschule und will nun auf ihren Dr. rer. pol. hinstudieren. Die Kindergärtnerin verläßt schon halb — nach dreijähriger Ausbildung — Deutschland, um drüben eine Stelle anzutreten. Und die junge Journalistin denkt daran, wie sie später an einer der deutschen Zeitungen drüben schaffen will.

In seiner SS-Uniform kommt eben der Jüngste von allen durchs Tor getrotzt. Biersech Jahre alt. Seit Jahren schon in Deutschland auf einer Schule in Weingarten bei Karlsruhe. Sein erster Weg führt ins Sekretariat des Lagers. „Hat meine Schwester sich angemeldet? Sind meine Brüder schon da?“ Alle vier Kinder sind in Deutschland. In den Lagern der Landmannschaft treffen sie sich ab und zu. Der Vater ist Arbeiter in Lüderichsbuch. In den Kupferminen. Was er werden will? Er schlägt die Arme unter und steckt die Nase energisch in die Luft. Erst hat er Schlachter lernen wollen. „Aber mein Vater hat mir abgeraten. Maschinenschlosser ist besser für uns da drüben. Kommt man weiter mit. Aber vorher will ich noch mein Landjahr machen. Das kann man bei uns auf jeden Fall brauchen!“

H-Mann und Farmertraum

Der Lagerführer — jung und energisch, H-Uniform, Standarte „Deutschland“. In

der Hand das unentbehrliche schwarze An-schreibebuch. „Hüte mal diese Halbwilden hier!“ — lacht der ehemalige Farmerssohn. Seine Eltern leben jetzt in Freiburg und haben eine Gastwirtschaft. Seit 1928 sind sie alle in Deutschland. Er selber hat das Bäcker-gewerbe erlernt. Dann ist er arbeitslos geworden. Er ist zur Standarte „Deutschland“ gekommen. Im Oktober ist seine Dienstzeit beendet. Und dann? „Nach Afrika zurück!“



Durch Urwald und Steppe trägt der kleine brasilianische Schimmel die deutsche Farmerfrau. Wenn er stutzt, weiß sie, daß Gefahr hinter Palmen lauert

Farmer werden, wie der Vater es einst gewesen ist. Wenn die Sehnsucht nach Südwest einmal im Blute liegt, der kann nicht anders. Vorerst muß er natürlich von vorne anfangen. Lernen — auf einer Farm draussen. Und

dann wird man sich zuerst eine Farm pachten. Später kann man dann vielleicht eine kaufen — eine eigene Farm!

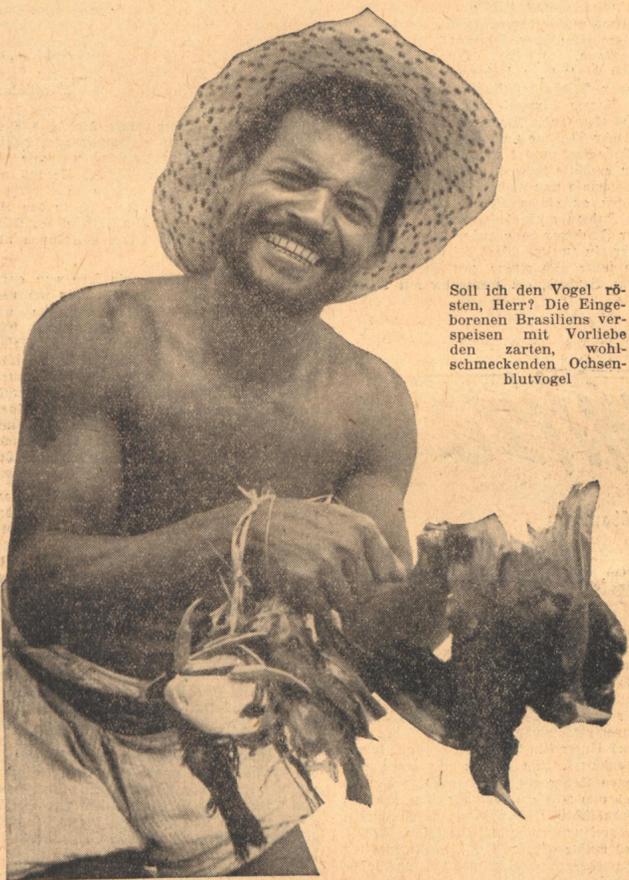
Bis eine Stelle in der deutschen Oberrealschule in Windhof frei wird, ist er als Erziehungsleiter in einer der großen nationalpolitischen Anstalten. Früher einmal hat er selber die Schulbank von Windhof gedrückt. Wer von ihnen ist nicht darauf heringerufen? Es ist die große deutsche Schule in Südwest. Fünfzehn Lehrer sind dort. Meist jüngere. Er — Farmerssohn aus der Nähe von Karibib — wird aber einer der zwei ersten Lehrkräfte sein, die „geborene Südwestler“ sind.

„Unsere Väter sind noch als Farmer und Schutztruppel hinausgezogen. Was brauchte man Lehrer? Es waren ja noch kaum Kinder da. Erst wir, von der zweiten Generation, beginnen andere Berufe zu wahlen.“

Lehrer in Südwest! Das junge, gestraffte Gesicht unter der braunen Haut leuchtet. „Das ist etwas! Da hat man Aufgaben, die weit über das Lehrer-Sein im hiesigen Sinne hinausgehen. Der Lehrer draussen ist der Vertreter Deutschlands. Man darf nie schlafen, muß immer auf seinem Posten stehen. Organisationsarbeiten gibt es zu bewältigen. Die verschiedensten, schwierigen Aufgaben gibt es zu lösen. Aber — ich bin des Tages so froh, an dem ich wieder in Südwest an Land gehen werde!“

Da stehen sie alle. Der junge Arzt, der davon träumt, einstmals im eigenen kleinen Flugzeug auf die entlegenen Farmen zu fliegen, auf denen man seiner Hilfe bedarf. Der Architekt, der gerade in diesen Jahren in der alten Heimat eine Lehrzeit erlebt, wie sie ihm reicher an Eindrücken nicht geboten werden kann. Der junge Farmerssohn, der in drei Wochen hinausfährt auf die riesige Farm seiner Eltern, die einst die seine werden wird. In der Schlosserlehre ist er hier in Deutschland gewesen, Maschinenbau hat er gelernt, landwirtschaftliche Kurse hat er mitgemacht. Und so gerüstet zieht er wieder hinaus...

Die andern beneiden ihn um das nahe Ziel „Südwest“. Für sie liegt es noch ferner. Aber der Tag wird kommen, an dem auch sie wieder draussen stehen werden — in der geliebten Heimat „Südwest“. Eva Maria Merck.



Soll ich den Vogel rösten, Herr? Die Eingeborenen Brasiliens verspeisen mit Vorliebe den zarten, wohl-schmeckenden Ochsen-blutvogel

Richtungen Deutschlands eintreffenden Zutauchen neue Gesichter da oben auf. Stürmische Wiedersehen werden gefeiert. Ein Vater — eben aus Afrika eingetroffen — taucht unerwartet auf. Geschwister, die an verschiedenen Enden Deutschlands Schulen besuchen, setzen sich hier nach einem Jahr einmal wieder. Ein Jahr ist lang. Und die Reise von einer Himmelsrichtung zur andern ist weit. In Deutschland wenigstens. In Afrika rechnet man von vornherein mit andern Zeiten und Raumverhältnissen. Was bedeutet da ein Jahr? Das reicht gerade zu einer „Stippvisite“ in Deutschland. Und die Eltern drüben in Südwest müssen sich oft vier, fünf und mehr Jahre von ihren Kindern trennen, die jenseits der Meere in der alten Heimat lernen und schaffen — das bedeutet Zeit und Entfernung in Afrika.

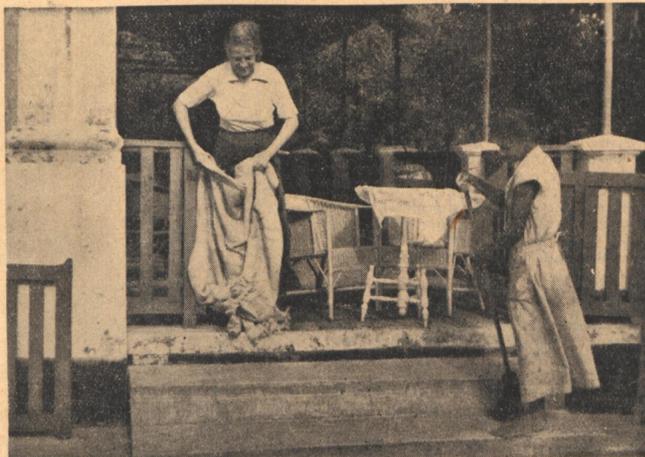
Die Mädchen aus dem „Bockkraal“

Jedes Zimmer hat seinen afrikanischen Namen. „Bocki“ soll so etwas wie kleines Kämmchen heißen. Aber die Bewohnerinnen besagter Behausung und der Nachbarkraals sind keineswegs klein, hilflos oder zartbesaitet. Afrikanische Farmersstöchter — deutsche Arbeitsmädchen. Blond und sonnegebräunt. Mit festen Händen, die zapaden können; mit kräftigen Körpern, die auf Pferdeböden herangewachsen sind. Großmütter und Mütter haben an der Seite ihrer Männer ein Land kolonialisieren helfen. Sind mit Mannreife und Gewehr umgegangen. Unermüdet sind sie gewesen, treue Kampfesameraden. Diese Kraft heckt noch heute in ihren Entfesseln und Töchtern — ungebrosen. In den hell-äugigen, hellhaarigen deutschen Mädchen aus Windhof, Swatopmund, Karibib, Walffischbay und den Farmen im weiten Umkreis.

Deutschland? Es ist wunderbar, es heute erleben zu dürfen, hier lernen zu dürfen, die Kameradschaft des Arbeitsdienstes oder des

sehen uns entsteht. Ich freue mich schon darauf, wenn wir uns später da draussen irgendwo begegnen und uns anreden werden: Weißt du noch, als wir uns damals in Deutschland trafen? — Erinnerungen werden das für uns sein — unser ganzes Leben lang, wenn wir wieder draussen sind.“

So spricht eine für alle. Und bei dem „wenn wir wieder draussen sind“ leuchten ihre Augen tiefer. „Südwest“ — die Eltern sind drüben geboren oder jung hinausgezogen. Sie selber sind alle dort zur Welt gekommen. Es



Die Hausfrau muß selbst mit Hand anlegen trotz tropischer Hitze. Denn selbst vier schwarze Dienerinnen schaffen kaum so viel wie eine einzige europäische Hausgehilfin.



Im Tabakland Guatemala. Deutsche Aufseher prüfen die von Eingeborenen herbeigeschleppten Kisten auf ihre Güte und Richtigkeit
Aufnahmen: Edith Boeck (4) Bittner (1)

Sonderbare Filmberufe

Ich wollt ich wär' ein Huhn oder ein eingebildeter Kranker!

„Bengali“ war zweifellos einer der männlichsten Filme der letzten Jahre, mit denen Hollywood die Welt überflutete. In diesem Heldenepos der englischen Kolonialgeschichte kommt eine Szene von rührender Eindringlichkeit vor, als nämlich Gary Cooper und Francis Tom, im Gefangenenlager sitzend, ihre letzten Stunden durch ein Kafertat-



Clark Gable
„Der Werkpilot“ persönlich! Er spielt die Hauptrolle in dem sensationellen gleichnamigen Film mit Spencer Tracy und Myrna Loy.

hen-Wettrennen verfahren. Mit den Hauptdarstellern dieser Szene, eben jenen Kafertatigen, verdient Curley Twiford in Hollywood seinen Lebensunterhalt: er dreht nämlich solche „Stars“ und verleiht sie an die Filmgesellschaften. D. h. er lebt natürlich nicht nur von diesen etwas etelhaften „Hausbesitzern“, sondern besitzt noch 150 andere dreifarbige Filmtiere, wie Tauben, Wölfe, Adler, Hühner, Mäuse, Papageien, Pinquins und Ratten, die alle für irgendeine bestimmte Rolle abgerichtet sind.

Die dressierten Hühner

Eingeweihte wollen nun wissen, daß der gute Curley die weitaus meisten Dollars durch seine Hühner-Stars verdient. Diese Tiere, von denen er über 200 Stück in blühenderen Ställen besitzt, sind nämlich so gut erzogen — oder wenn man will: so dumm — daß sie auf Kommando Eier legen! Curley hat sich zu diesem Zweck eine geniale List ausgedacht. Nachts um drei Uhr schnarrt neben seinem Bett ein Wecker. Curley wacht auf, knipst das Licht an, dreht sich auf die andere Seite und schläft weiter. Die Hühner sehen in ihren Ställen das indirekte Licht, denken: nun, ist die Sonne denn schon aufgegangen? Und prompt lassen sie sich blaffen und fangen fleißig an zu legen bis zum wirklichen Morgen. Wenn Curley mit dem Frühstück fertig ist, geht er in den Stall und sammelt seine Eier körbchenweise ein. Buchstäblich im Handumdrehen, sagen die Eingeweihten, verdiene dieser Glückliche sein Geld! Falls Sie also in einem Film mal sehen sollten, wie ein Huhn auf Anheiß Eier legt, dann wissen Sie: hier

handelt es sich um ein Exemplar aus Curley Twifords Geflügel!

Der Anstandswauwan

Da ist die Arbeit des Hollywooder „Moralwächters“ schon wesentlich mühevoller und umständlicher. In der amerikanischen Filmmetropole existiert nämlich unter der Leitung des Filmzars Mays eine riesige Zensurorganisation, die darüber zu wachen hat, daß die Bildstreifen das öffentliche Moralempfinden nicht verletzen oder Sitte und Anstand untergraben. Dieser Moralwächter hat nun alle fertiggestellten Filme daraufhin durchzusehen, ob sie Wörter oder Ausdrücke enthalten, die in irgendeinem Land der Welt als „flöchtig“ gelten. Dieser Mann besitzt eine Liste in zwölf verschiedenen Sprachen, in der 1121 „unflößige“ Ausdrücke enthalten sind. Sämtliche Bezeichnungen und Personennamen werden von ihm untersucht und umgeändert, wenn sich herausstellt, daß beispielsweise der Name eines Verbrechers an ein unanständiges Wort im Polnischen oder Japanischen erinnern könnte.

Angst vor Beschwerden

Einen ähnlichen Filmberuf hat Mr. Pichel. Er ist Inhaber eines Auskunftsbüros und bewahrt faszinierend die Filmgesellschaften vor kostspieligen Schadenersatzklagen. Es kann beispielsweise vorkommen, daß in einem Film von einem gemeinen Kerl gesagt wird, er habe die Telefonnummer 98 50 58 und wohne in Pittsburg, Sunset Boulevard 12. Kaum läuft der Film in Pittsburg an, schon meldet sich ein Mr. Smith und erklärt, es sei ein Skandal, daß er in jenem Film als Schurke verächtlich werde, denn sein Haus hände Sunset Boulevard 12; oder eine Mrs. Brown fragt empört, warum man ausgerechnet ihre Telefonnummer für jenen Dummen gewählt



Sachverständiges Publikum
Eleanor Powell tanzt einen Step vor ihren Pensionatsagostinnen in dem neuen Revue-Film „Hohheit tanzt inkognito“ in dem Nelson Eddy ihr Partner ist. Aufnahmen: Metro-Goldwyn-Meyer Co.

haben? Sie sei dadurch ruiniert und verlange augenblicklich einen Schadenersatz von —

— wie gesagt, dieser Mann ist im Besitz einer Liste, in der nur solche Straßen und Telefonnummern enthalten sind, die nirgendwo existieren. An ihn müssen sich also alle Filmgesellschaften wenden, wenn sie eine Adresse oder einen Fernsprecher im Film näher bezeichnen wollen.

Sammler-Kunststücke

Ein Mexikaner hingegen hat sich als „Händler in Feiertagen“ in die Gruppe der Filmlieferanten aufnehmen lassen. Er ist Spezialist für sämtliche auf der Welt verwendeten Kalender und gefestigten Feiertage und läßt sich für jede diesbezügliche Auskunft von den Filmunternehmern fünf Dollar bezahlen. Ein anderer wiederum hat alle Spielarten und Glücksspiele, die in Rio, Teheran oder Tokio gespielt werden, auf Lager und verdient sein Geld damit, daß er für eine Kaufmannschaft in der Zeit der Inquisition ein entsprechendes Spiel Karten zur Verfügung stellt.

Wird in einem Film ein Bugatti von 1912 oder ein La Salle aus der Kriegszeit gebraucht, dann kommt nur Irving Perch in Frage. Er hat fast alle ein- und ausländischen Automarken aufgefauft, die seit Vater Benz über die Straßen rollen und erscheint mit den vorfindlichsten Modellen in den Ateliers.

Der Blumenzüchter

Bei dem Garbofilm „Die Kamestdame“ hat Tony Mendosa, der berühmteste Blumenhändler Hollywoods, das bis dahin beste Geschäft gemacht. In seinem Blumenhändler in Culver-City, das er sich vor nunmehr 15 Jahren eingerichtet, gedeihen die schönsten und empfindlichsten Gewächse, die — und das ist das Entscheidende — nicht nur in der kalifornischen Sonne, sondern vor allem im

fengenden Scheinwerferlicht blühen sollen. Höchstens vier Stunden leben die kostspieligen Blumen im Atelier, dann welken die meisten. Die Garboischen Kamellen liehen bereits nach einer Stunde „Arbeit“ die Blütenblätter hängen, so daß Tony Mendosa immer neue, und zwar immer ähnliche Blumen herbeischaffen mußte. Seine Glanzleistung war ein Kornfeld, das er aus dem amerikanischen Mittelwesten kommen ließ, ins Ateliergelände verpflanzte, zwei Tage „filmreif“ hielt — und nach den Aufnahmen aberntete!

Das Schreibfaktotum

Aber es gibt noch viel ausgefallenerer Filmberufe in Hollywood! Da ist beispielsweise der bekannte „Wäschehändler“, der für jeden Film die Wäsche kunst- und landgerecht auf die Leine hängt. Ob es sich um einen Pariser Hinterhof, um eine argentinische Farm, oder um eine italienische Straßenschlucht handelt: er, der Wäschehändler, läßt überall seine Hosen, Strümpfe und Hemden im Winde flattern, und zwar genau so, wie es in dem betreffenden Lande Sitte ist.

Auch unter den Schauspielern findet man die absonderlichsten Spezialberufe. Da haben wir u. a. den „Briefschreiber“. Überall dort, wo auf der Leinwand etwas Geschriebenes auftaucht, sehen wir ein Stück feiner Arbeit. Denn meistens ist es zu umständlich, daß der Schauspieler selbst schreibt. Da „doublet“ unser Mann dann Handschriften. Er schreibt den typischen Liebesbrief, das ärztliche Rezept, die schnell hingeworfene Nachricht, kurz, alles, was im Film mit Bleistift oder Federhalter zu erledigen ist. Auf Verlangen kann dieses graphologische Phänomen seiner Schrift eine frauliche, eine kindliche oder eine primitive Note verleihen — gerade wie das Drehbuch es vor „schreibt“.

Der ewige Kranke

Oder der „Bettlägerige“. Petro Lara ist seit zehn Jahren krank. Nicht in Wirklichkeit, nein, da hatte er nur einige Male Zahnschmerzen und Grippe, sondern im Film, d. h. berufsmäßig. Wenn Sie irgendwann in einem amerikanischen Film einem Kranken im Rollstuhl, einem schwächlichen Bandagierten, einem Kriegsverletzten begegnen — Sie können sicher sein, daß es Petro Lara ist. Er kennt von allen Krankheitsarten die richtigen Verbände, weiß, wie man am „natürlichsten“ nach einem schweren Autozusammenstoß aussieht und wie ein Bein geschient sein muß, das einem abgeführten Piloten gehört. Es ist schon sonderbar in Hollywood: dieser eingebildete Kranke wird von Film zu Film gesünder — und reicher!

Da ist Joan Davis, das „Prügelmäddchen“, schon schlimmer dran. Sie hat während ihrer zehnjährigen Berufslaufbahn immerhin sieben Rückenwirbel gebrochen, eine Sehne zerrissen und eine Augenentzündung durchgemacht. Joan verdient nämlich ihr Geld damit, daß sie nur solche Szenen ausführt, die für die anderen Schauspieler mit Schmerzen und blauen Flecken verbunden sind. Sie fällt zum Beispiel eine Treppe herunter, läßt sich von einer eifersüchtigen Frau mit einem Schirm verprügeln, rutscht auf einer Bananenschale aus und muß sich von einem wilden Pferd treten lassen. Ihre Knochen können nur aus Gummi sein, denn sonst hätte dieses „artige“ Mädchen, das über tausendmal hingeflogen ist, schon lange keine hellen Rippen und Schienbeine mehr!

Max Weinheber

Lachen am Wochenende



„Diot! ... Ich habe Vorfahrt!“

Konversation

Freddy war sehr schüchtern. Bei der ersten Abendgesellschaft, die er mitmachte, machte er verzweifelte Anstrengungen, die Dame, die neben ihm saß, zu unterhalten, aber es dauerte mindestens zehn Minuten, bis er die Frage herausbrachte: „Ist Ihr Bruder gern Käse?“ Lächelnd wandte sie sich ihm zu und sagte: „Ich habe gar keinen Bruder!“ Tiefes, langes Schweigen, dann sagte Freddy: „Wenn — wenn Sie nun einen Bruder hätten, glauben Sie dann, daß er gern Käse äße?“ (Pearsons)

Der Proß

„Wenn ich im Hotel schlafe, pflege ich meine Briefstube unter das Kopfkissen zu legen.“ „Ja, das können Sie tun; ich kann aber nicht so hoch liegen.“



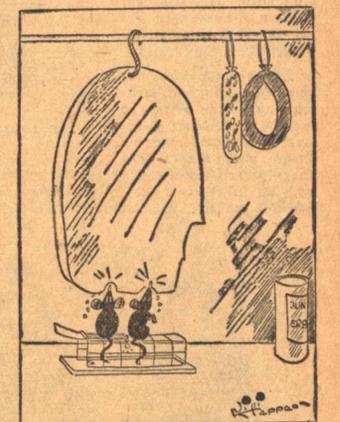
„Bitte, Fräulein, möchten Sie nicht Ihren Hut aufsetzen ...“

Begehrte Ware

„Der Kunde strahlte ja über das ganze Gesicht, der eben wegging. Was wollte er denn sehen?“ fragte der Ladeninhaber. „Mich, heute abend nach Geschäftsschluss“, sagte die Verkäuferin.

Begrenzter Treueschwur

„Morgen muß ich vor Gericht, Gerbald! Bist du mir treu bleiben, egal wie die Sache auch ausläuft?“ „Bis zu sechs Monaten, Liebster!“



„Wie gut, daß sie 'ne Halle aufgestellt haben, sonst wären wir nicht so bequem an den Speck gekommen!“

Das Schlafmittel

„Sie sagten mir doch, daß Schlafmittel sei vollkommen unschädlich!“ „Allerdings! ... Oder hat es Ihnen geschadet?“ „Natürlich; ich habe den Einbrecher nicht gehört, der mich in dieser Nacht schwer bestohlen hat!“

Einß und jetzt

„Mein, wie die Kinder sich doch verändern können!“ „Wie? Ich finde deine Kinder gar nicht so verändert.“ „Doch, doch! ... Früher war meine Tochter ganz verrückt auf Puppen und mein Sohn auf Soldaten, und heute ist es total umgekehrt!“

Das Lied von Prinz Eugen

Von Erich Lüllner

Unter den Fenstern des Schlosses Belvedere pfeift irgendjemand die Anfangstakte des Liedes: Prinz Eugen, der edle Ritter. Dem die sonderbare Huldigung gilt, der Feldmarschall des Reiches, öffnet und blinzelt lächelnd auf die Straße hinunter.

„Haben sie mich doch nicht vergessen!“ spricht er dabei in sich hinein wie einer, der sich seine Stätte in Einjamkeiten gebaut hat. Und als er steht, daß die Waage den Jungen, der da gepfeiffen hat, rätönierend davonjagen will, ruft er: „Laßt ihn — ich habe dies Lied und die Menschen, die es singen, nicht zu fürchten.“ Der Junge grüßt höflich zu dem Manne hinauf und duckt sich scheunigst von dannen. Mit solchen hohen Herren wird nicht auf Kirchschen eifeln sein, mag er denken. Er kann ja nicht wissen, wie sehr Eugen von Savoyen nach jedem Wort und jeder Geste bürstet, an denen er die Wirkung seines staatsmännischen Wertes erweisen kann.

Nachdem sich schließt der Prinz das Fenster wieder und geht müde an den Schreibtisch. Aber es gelingt ihm nicht, die Kraft seines Geistes auf die Dinge zu sammeln, die er beherrschen will. „Diese fischige Luft zehren an mir!“ flucht er unwillig. „Und doch denkt das Volk an mich, Ihm bin ich immer noch der Fürstenerger — und sicher hat es recht. Denn was ich gegen Frankreich tat, war doch für die Zukunft des Reiches im Osten getan.“

Unruhig erhebt sich der Prinz und wandert wie ein Gefangener im Zimmer auf und ab. Die Gestalt des Mannes, der in einem Reiche

der Zwietracht und des Verfalls die Kaisermacht der Habsburger von neuem aufgerichtet hat, ist von den Jahren gebeugt. Der da über Wien hinschaut, ist derselbe, der im Westen den Sonnenkönig hinter den Rhein zurückgetrieben und im Osten den Ansturm der asiatischen Völkermassen aufgehalten hat, der als erster die Aufgabe des Reiches im Osten gesehen und dorthin sich mit der ganzen leidenschaftlichen Wucht seines Geistes geworfen hat; derselbe Eugen von Savoyen!

Wißlich springt er aus der Reihe seines Weges und horcht hinaus: hat nicht wieder jemand gepfeiffen? Aber da ist niemand, und nur die Schatten der Vergangenheit begleiten ihn, wie sie schon seit Monaten tun. Er ist müde — er, Eugen Prinz von Savoyen — heimlicher Herrscher des Reiches. Er hat sich verschwendet wie nur einer und erlöst an seinem eigenen Feuer. Er läßt, daß die Weidlichkeit des Lebens, die er erst geschaffen hat, ihn aufsetzt, weil sie ihm keine Begierde abverlangt.

Ja — damals — als Ludwig von Baden noch mit ihm socht — als noch Marlborough an seiner Seite die Franzosen zu Paaren trieb — damals lohnte es zu leben, weil es zu kämpfen lohnte.

Aber jetzt?

Eugen hält inne, als sei ihm von jemand diese Frage gestellt worden. „Jetzt, so denkt er, scheint die Welt in ihren Angeln zu hängen, und es ist überflüssig zu warten, ob sie seiner noch bedarf.“

Wieder horcht der Prinz gespannt auf. Diesmal läßt er sich nicht, diesmal wird ein Pfeifen vernnehmbar, das nicht nur aus einem Munde kommen kann.

Schnell öffnet er das Fenster. Da kommt eine Gruppe von Jungen daher — zwanzig, dreißig. Sie schwingen die Arme und schmeißen die Beine und pfeifen aus Leibesträften das Lied: Prinz Eugen, der edle Ritter.

Die Waage steht zu Eis erstarrt. Eugen aber winkt hinunter, glückselig lächelnd in aufkeimendem Stolz, und summt langsam die Melodie nach. Und dann erst geht er zurück an den Schreibtisch und weiß plötzlich, woher die Gedanken nehmen, wozu die Entschlüsse laßen.

Monate später dröhnt der Rhythmus dieses Liedes — seines Liedes — dem Prinzen wiederum in den Ohren. Diesmal aber sind es nicht Jungen, die ihm huldigen, sondern Soldaten, die es in ihren Kehlen nach Frankreich tragen. Und diesmal geht Eugen nicht an ein Fenster, um es lächelnd zu öffnen — diesmal liegt er im Felde gegen Ludwig XV. Die Reichsarmee hat auf dem Wege nach Weiden ihr Lager in Heideberg aufgeschlagen und sich mit den Preußen vereinigt, die, zehntausend Mann stark, als Hilfskorps von Friedrich Wilhelm I. geschickt worden sind. Es ist Juli, heißer, sonniger Juli im Redarland und in diesen Tagen besucht der junge Kronprinz von Preußen die Arme.

Eugen ist begierig, den jungen Mann kennen zu lernen, dessen abenteuerlicher Fluchtverlauf vor wenigen Jahren ganz Europa in Aufregung versetzt hat.

Früh hebert der Mann entgegen, den die Größe seiner Erfolge zum Helden gemacht, den man den heimlichen Kaiser des Reiches genannt hat.

So treffen sie einander, der Greis, dem die Welt aufgefallen ist, und der Jüngling, der sie sich erobern will.

Ränger als ein Vierteljahr bleibt Friedrich im Lager der Arme. In diesen Wochen erkennt Eugen, daß Preußens künftiger Herrscher ein anderer sein wird, als Preußens derzeitiger Kronprinz war. Und in seinem Herzen steigt die Angst auf, daß nach ihm andere kommen könnten, denen es nicht gelingen würde, die ursprünglichen Kräfte des preussischen Staates vor die Reichel der Reichspolitik zu spannen, daß in diesem Staatswesen eine andere Idee verkörpert werden würde, die dem Reichsgedanken zuwiderlaufen könnte.

Mühsam versucht er seine Zweifel zu zerstreuen. Desterreich im Osten — Preußen im Westen — das sind die Fronten! Und diese Auffassung von seinen Aufgaben und denen des Preussenkönigs bringt er dem jungen Friedrich so nahe wie er irgend kann.

Der Kronprinz ist dankbar für alle Winke und alle Erfahrungen, die ihm hier zuteil werden. Entschuldigungen braucht er ja nicht zu treffen. Noch stehen ja die Sterne über einem starken Desterreich und einem kleinen Preußen!

Als Eugen den Kronprinzen verabschiedet, umfakt er noch einmal ganz die Gestalt des jungen Mannes. — Mein Freund, mein Gegner, denk er — mer weiß es! Friedrich aber verläßt ihn mit Blüten, die weitergehen, als der Feldmarschall des Kaisers ahnen kann. Ein hoffnungsvoller Mensch! lächelt Eugen dem Kronprinzen nach.

Dann geht er hinaus ins Lager, um die Männer zu sehen, mit denen er so viele Schlachten schlug, und jenes Lied zu hören, das ihm die Unsterblichkeit verpricht.

Frauen-sport

gestern und heute

Wenn auch der Frauensport in seiner glänzenden Entwicklung der Gegenwart im wesentlichen eine Schöpfung unseres Zeitalters ist, so wäre es doch gefehlt zu glauben, dem Frauensport mangelte jede ältere geschichtliche Vergangenheit und Entwicklung. Schon in der ältesten, über die Antike sogar hinausgreifenden Zeit finden sich vereinzelt Beispiele, wo Mädchen oder Frauen gymnastischen Übungen huldigten, die wir bald mehr oder weniger als turnerischen Ausdruck werten dürfen. Ueberhaupt sind die Grenzen zwischen Turnerei und Sport in den früheren Jahrhunderten begreiflicherweise außerordentlich flüchtig, da beide Begriffe ihre scharfe Prägung erst in unserem Zeitalter empfangen. Schon vor viertausend Jahren waren es ägyptische Mädchen, die das Ballspiel betrieben.

damals das Laufen, Speerwerfen und den Diskus; auch das Ringen fehlte nicht.

Von den germanischen Jungfrauen dürfen wir bei dem angeborenen wehrhaften Charakter des ganzen Volkes als selbstverständlich annehmen, daß sie Speer und Bogen zu führen wußten. Nicht selten griffen die altgermanischen Frauen als Verteidigerinnen der bedrohten Wagenburgen mit ein, wenn es im Kampf um Sein oder Nichtsein ging. In der altdutschen Sage tritt uns die heldenhafte Brunhilde als geübte Wettkämpferin entgegen, wie sie dem heroischen Siegfried im Wettkampf mit Steinwurf, Speer, Sprung und Ringen kein leichtes Spiel gab. In der mittelalterlichen Zeit ging der Sinn für turnerische Leibesübungen leider mehr und mehr verloren; lediglich das Reiten der vornehmen Frauen liehe sich vielleicht als eine solche Übung deuten. Nur der Tanz sorgte für den nicht gänzlichen Untergang der körperlichen Übung. Aber trotz allem kann von einer irgendwie planmäßigen oder zielbewußten Fraueturnerei nicht die Rede sein, selbst im 18. Jahrhundert noch nicht, als man sich des großen Wertes einer körperlichen Erziehung voll bewußt wurde.



Frau zu Pferde | Holzschnitt von Albrecht Dürer

Im antiken Griechenland, wo die Leibesübungen ihre grundlegende Form erhielten, verpflichtete schon die sorgfältige Gesehgebung die spartanischen Mädchen und Jungfrauen zu gymnastischen Übungen, vornehmlich in der Absicht, Nation und Staat kräftige Mütter zu geben. Aristophanes, des antiken Athens unsterblicher Lustspieldichter, führte seinen Zeitgenossen im Lustspiel „Ephyra“ eine Spartanerin Pampho vor, die er in ihrer blendenden körperlichen Schönheit und dem elastischen Schwung ihrer kraftvollen, aber doch anmutigen Bewegungen als das Ergebnis einer zielbewußten Turnkunst pries.

Den damals sehr verwehlichten Athenerinnen gab die in Grazie u. Kraft vorbildliche Spartanerin Pampho auf die Frage nach der Quelle ihrer körperlichen Schönheit zur Antwort: „Das macht, weil ich turne, weil ich im Springtanz die Kraft der Schenkel erhöhe.“ Sparta's weibliches Geschlecht pflegte



Allgriechische Tänzerin (5. Jahrhundert v. Chr.)

Vereinzelt begannen sich am Ausgang des 18. Jahrhunderts angehende Aerzte für die körperliche Erziehung des weiblichen Geschlechts einzusetzen. So beispielsweise der Direktor des Allg. Wiener Krankenhauses, Prof. Dr. Peter Frank, der 1784 in seinem vielbemerkten Werk „System einer vollständigen medizinischen Polizei“ die Forderung aufstellte, den weiblichen Körper durch Leibesübungen gesund und stark zu machen. Er sprach nicht ohne Ironie von „zimperlischen Dingen, die hinter dem Ofen hinter der“... Frank verlangte u. a. Laufen und auch Schlittschuhlaufen, das er damals in Holland bei der weiblichen Jugend viel beobachtet hatte. Einem so freigeistlichen Erzieher von klassischem Gepräge wie Bajedow konnte es natürlich nicht entgehen, in wie starkem Maße die körperliche Erziehung der weiblichen Jugend im Rahmen seiner Zeit verflümmert und vernachlässigt war. In Bajedows 1770 erschienenen Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker“ wird auch der Mädchen gedacht, denen gymnastische Übungen empfohlen werden. Der Turnpädagoge Guis Muths würdigte in seiner zweiten, 1804 erschienenen Auflage seines Werkes „Gymnastik für die Jugend“ der körperlichen Erziehung der Mädchen einige Worte, doch schien die Zeit hierfür immer noch nicht reif. In überaus trefflicher Weise, auch heute noch gültig, faßt der Verfasser: „Auch das Weib soll seinen Körper gebrauchen können, soll nach Herrschaft über ihn streben und ihm Gewandtheit und Ausdauer geben; es ist nicht bestimmt, durch diese Welt zu kränkeln, sondern zu leben, sein Loos soll nicht Krampf und hysterische Schwäche, sondern Gesundheit und Vollständigkeit sein; es soll nicht fränke, nein, es soll gesunde Kinder gebären.“ Diese Worte sind so lebensfroh, daß sie erst geknirscht sein könnten. Pestalozzi, der unvergessliche Klassiker unter den großen Pädagogen, forderte für das Kind, auch für die Mädchen eine weitgehende körperliche Erziehung, doch war er damit seinerzeit so weit vorausgeeilt, daß man ihn einfach nicht verstand. Auch Jean

Paul Richter stellte 1806 in seiner „Erziehlehre“ die Forderung nach einer körperlichen Erziehung der Mädchen auf.

Turnvater Jahn beschäftigte sich in seinem 1810 erschienenen berühmten Werk „Deutsches Volksturnen“ zwar ziemlich eingehend mit der Erziehung der weiblichen Jugend, wünschte für diese auch Leibesübungen, doch machte Jahn gewisse Einschränkungen, da er nur solche Übungen zulassen wollte, die der weiblichen Natur entsprachen. Während Jahn beispielsweise den Schießsport für die weibliche Jugend für zweckmäßig hielt, damit sie gegebenermaßen nicht „wehrlös“ sei, lehnte er die Fechtkunst für Frauen als unweiblich ab. Als 1816 Jahn's „Deutsches Volksturnen“ erschien, wird hier der weiblichen Jugend nicht gedacht; das Werk war ausschließlich der männlichen Jugend gewidmet. In der Hauptsache blieben aber doch alle damaligen Bestrebungen nach einer weiblichen Turnerei in der Theorie stecken und als schließlich der um das deutsche Turnwesen so hochverdiente Ernst Gifelsen im Jahre 1832 zu Berlin eine erste Mädcheturnanstalt errichtete, zeigte diese einen mehr heilgymnastischen Charakter als eigentliche Turnkunst. Auch jetzt blieb das Mädcheturnen immer noch kümmerlich und unbedeutend, obgleich es nicht an beredeten Apolothen fehlte, wie Maßmann, Adolf Werner, Dieferweg und Klump. Erst dem Hessen später in der Turnlehrer-Bildungsanstalt dreimonatliche Kurse für Turnlehrerinnen veranstalten ließ. Letztere wurden ein Jahrzehnt später auch auf andere Städte, wie Bonn, Breslau, Halle, Königsberg und Magdeburg ausgedehnt.



Bogenschießen des Berliner „Damen-Turn- und Fechtklub“ um 1895

Spieß eine ungemein kraftvolle Belebung des gesamten Turnwesens aus. Spieß gab dann in Darmstadt dem gesamten turnerischen Deutschland Gelegenheit, sich von sei-



Dorische Wettkämpferin

nem System des Mädcheturnens durch Augenchein zu überzeugen und erntete so allgemeine Anerkennung. Allerdings gab es damals noch genügend Gegner des Mädcheturnens, nicht nur bei den Müttern, sondern auch unter den Aerzten fehlte es nicht an Protesten, die in Gerücheln gewisse gesundheitliche Gefahren witterten. Trotz allem wurde Adolf Spieß zum eigentlichen Begründer des Mädcheturnens, den man so zugleich als einen Reformator der Volksgesundheit bezeichnen kann.

Nur langsam brach sich der Frauensport Bahn, nicht so sehr wegen einzelner geistiger Widerstände, sondern mehr um sachlicher Schwierigkeiten willen, da es hauptsächlich an geeigneten Turnräumen und Sportplätzen mangelte. In Berlin war es nach Gifelsen in weiterer Folge Otto Kluge, der gelegentlich der von ihm 1848 gegründeten „Turngemeinde in Berlin“ hier in seinem Programm auch dem Mädcheturnen Raum gab. Wenngleich sich Preußen damals noch nicht zu einer zwangswweisen Einführung des Mädcheturnens an den Schulen entschloß, so ließ man der Freiwilligkeit doch einen ungehinderten Raum zur Entwicklung. Es war ein geschäftlich bemerkenswerter Fortschritt, als Preußen im Jahre 1875 zum erstenmal amtliche Prüfungen für Turnlehrerinnen anlegte und fünf Jahre später in der Turnlehrer-Bildungsanstalt dreimonatliche Kurse für Turnlehrerinnen veranstalten ließ. Letztere wurden ein Jahrzehnt später auch auf andere Städte, wie Bonn, Breslau, Halle, Königsberg und Magdeburg ausgedehnt.

In Bayern war es der Wirkliche Rat Heinrich Weber, der in den 1860er Jahren dem Mädcheturnen hier den Weg ebnete. Als Begründer des Münchener Schulturnens und als Schöpfer der 1872 zu München errichteten Zentral-Turnlehrer-Bildungsanstalt gab Weber zugleich dem Mädcheturnen einen kraftvollen Aufschwung, so daß hier letzteres als verbindlicher Lehrgegenstand sehr früh wirksam wurde. In Sachsen gab den Anstoß zur Entwicklung des Mädcheturnens Prof. Dr. M. Klotz, der von der sächsischen Regierung aus Preußen berufen im Jahre 1850 die staatliche Turnlehrer-Bildungsanstalt zu Dresden begründete. Klotz kann in jeder Hinsicht als ein Bahnbrecher des Mädcheturnens gerühmt werden, war er es doch, der als Erster 1855 ein klassisches Werk: „Weibliche Turnkunst“ zur Veröffentlichung brachte. Klotz ist zugleich als Begründer des Schulturnens in Sachsen anzusehen. Im übrigen fand gerade das Mädcheturnen in Sachsen neben Klotz noch andere ausgezeichnete Vertreter, so Lion in Leipzig und Zettler in Chemnitz, die sich beide literarisch über das Mädcheturnen mit großem Erfolg betätigten. Dagegen wurde in Württemberg das Mädcheturnen lange Zeit vernachlässigt; erst 1877 setzte die Entwicklung hiermit jaghaft bei den höheren Mädchenschulen ein, worauf dann langsam die anderen Schulen folgten. In Baden war es der ausgezeichnete Alfred Mant, der mit der Gründung der Großherzoglichen Turnlehrer-Bildungsanstalt im Jahre 1869 zu Karlsruhe bald darauf auch dem Mädcheturnen die Wege ebnete, zugleich auch auf derselben Linie literarisch hervortretend. Auch in den übrigen deutschen Staaten kam in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts überall mehr oder weniger großzügig das Mädcheturnen zur Entwicklung, das heute zu einem so wichtigen und wertvollen Faktor des gesamten Turnwesens geworden ist. Man wird daher gern jener tatkräftigen Männer gedenken, die trotz mancher Ungunst der Verhältnisse und oft reichlichen Vorurteilen unverzagt sich als Bahnbrecher für den Frauensport einsetzten, das so in langem geschichtlichen Werden zu einer erhabenen Wohlfahrt für das Volk und die Volksgesundheit geworden ist. P. Martell.



Modernes Sportmädchen im Rhönrad



Deutsche Eisläuferin um 1600
Aufnahmen: Martell (4) Ansmann-Archiv (1)
Edith Boeck (1)



Kumpels warten bei Schichtbeginn auf den Förderkorb



Segelregatta auf dem Bodensee

Künstlerin mit der Kamera

Anne Winterer
zum Gedächtnis



Blick vom Merkurturn bei Baden-Baden
Aufnahmen Anne Winterer (5)

Das Photographieren gilt heute noch bei vielen als eine rein technische Handfertigkeit, bei der es vor allem auf die Güte des Apparates und auf die notwendigen technischen Vorkenntnisse ankommt. Natürlich ist beides notwendige Voraussetzung, aber darüber hinaus weiß der wahre Kamerakünstler in seine Bilder doch soviel persönliche Auffassung hineinzulegen, daß seine Bilder wirklich zu kleinen Kunstwerken werden. Gerade bei unsrerer, in diesen Tagen leider allzu früh verstorbenen, Mitarbeiterin Anne Winterer war dies in hohem Maße der Fall. Schon die Auswahl der Objekte verrät immer wieder den künstlerischen Blick und den Willen zum eigenschöpferischen Werk. Mit der Behutsamkeit eines Malers spürte sie den Schönheiten der geliebten Landschaft nach und mit dem untrüglichen Instinkt eines wahren Künstlers der Kamera belauschte sie die Menschen bei der Arbeit des Alltags und bei frohen Feiern.



Bauer im Hegau bei der Ernte



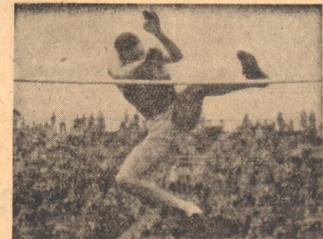
Schwarzrödmädchen in Sonntagsstaat

Ein Mann springt 2 Meter hoch

Eine der erstaunlichsten Leistungen der modernen Athleten stellt zweifellos der Hochsprung dar, bei welchem die Springer oft genug aus eigener Kraft mehr als ihre eigene Körpergröße überspringen. Freilich bedarf es dazu einer ausgefeilten Technik, wie unsere Bilderfolge von einem Zwei-Meter-Sprung des kalifornischen Studenten Delos Thurber, des besten weißen Hochspringers der Welt, zeigt.



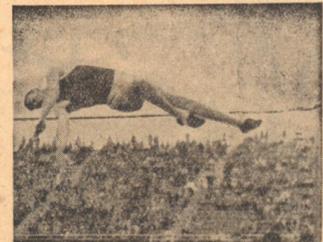
Thurber steigt hoch



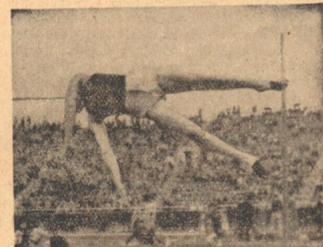
Das linke Bein vor!



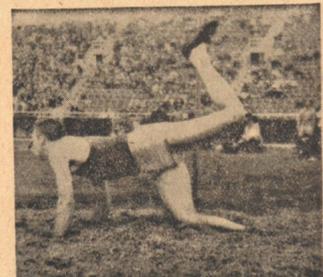
Den Körper nachgerissen



Die berühmte kalifornische Rolle



Kommt er glatt zu Boden?



Federnd landet der Körper auf dem Boden (Aufnahmen Pressephoto)